

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 2

Artikel: Herrliche Grattiere : Erlebnisse mit Gemsen und Einblicke in ihr Leben
Autor: Krämer, Augustin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Herrliche Grattiere

Erlebnisse mit Gamsen und Einblicke in ihr Leben

Von Augustin Krämer

Wir alle treffen in den Ferien im Hochgebirge etwa auf Gamsen. Dann zücken wir den Feldstecher und schauen den Hang hinauf. Ein Rudel quert über eine Geröllhalde. Wo ist die Leitgeiß? – Und am Abend sitzen wir etwa bei einem Glas Wein in einer Stube mit Hörnern an der Wand. Was steckt dahinter? Wie verhalten sich die Tiere und wie werden sie gejagt? – Davon erzählt hier Augustin Krämer, der die Gamsen nicht nur als Jäger, sondern auch als Wissenschaftler versteht und liebt.

B. H.

Vor langer, langer Zeit, als unser Land noch bedeckt war von Wäldern, die Bären, Wölfe und Urochsen beherbergten, und als die wenigen Menschen erst an den Seen siedelten, da lebte in den Bergwäldern und auf den Hochweiden eine Gams, deren Fell war so glatt wie Seide und so weiß wie frisch gefallener Schnee. Ihre klaren Augen blickten so gut in die Welt, daß die Vögel, wenn sie sie sahen, singen mußten vor Freude, und ihr Gehörn strahlte nachts wie

Mondenschein; deshalb war ihr Name Silberhorn. – Lange durchstreifte sie mit ihrem Gefährten, dem starken Gamsbock Schwarzbart, dem trotz seiner rauhebeinigen Erscheinung der Schalk in den Augenwinkeln saß, das heimatliche Gebirge und wohnte winters mit ihm unter der mächtigen Tanne Tausendjahr, bis in einer stillen Mondnacht ein böser Jäger Schwarzbart mit einem Pfeil erlegte. Silberhorn war von da an nie mehr gesehen; der Berg aber, auf dem sie zuletzt gestanden, bekam ewigen Schnee, und nie mehr erreichte ein Mensch seinen Gipfel...

Dieses Märchen von Ernst Zahn, das mir meine Mutter immer und immer wieder erzählen mußte, gab mir die erste Beziehung zu den Gamsen. Später, als ich selber lesen konnte, entdeckte ich in der Bibliothek des Großvaters das umfassende Werk «Das Thierleben der Alpenwelt» von Friedrich von Tschudi aus dem Jahre 1853, welches mit prächtigen Kupferstichen illustriert war und in farbiger Sprache die verschiedenen Alpentiere, ihre Naturgeschichte und

Jagd beschrieb. Das Kapitel über die Gemsen lieferte mir den Stoff für einen Schulvortrag in der fünften Primarklasse. Darin erzählte ich über die Besonderheiten dieses Wildes, wie seine Füße und sein Haarleid vorzüglich an den alpinen Lebensraum angepaßt sind, wie das Leittier über sein Rudel wacht und es aus lawinengefährdeten Hängen führt. Auch von den gefährlichen Kämpfen berichtete ich, in denen der Bock seinen Widersacher über die Felsen drängt oder ihm seine mörderischen Haken in die Flanke haut.

Von der Jagd, die in den Beschreibungen Tschudis einen breiten Raum einnahm, kam in meinem Vortrag nichts vor; dafür hätten wohl nicht viele Verständnis gehabt. Ich selbst aber war begeistert von den Jäger- und Wilderer Geschichten und las mit heißen Backen vom «König der Bernina», Colani, von dem es heißt, er habe alles in allem über dreitausend Gemsen erlegt und sogar auf andere Jäger geschossen, die es wagten, neben ihm bei Pontresina und im Berninagebiet zu jagen . . .

Nach der Mittelschule, während welcher Zeit ich mir einen kleinen Haus-Zoo gehalten hatte, lag mir der Gedanke an ein Zoologiestudium ziemlich nahe. Allerdings, was einem da am Anfang aufgetischt wurde, gefiel mir ganz und gar nicht, und das Chemielabor im besonderen erschien mir als die schlimmste Plage in meinem bisherigen Leben. Ich haßte den weißen Mantel und die stickige Luft. – Da suchte und fand ich einen Ausgleich in der Gebirgsjagd, für die ich jetzt das notwendige Alter erreicht hatte.

Jagdtheorie . . .

In der Schweiz haben wir nebeneinander das Revier- und das Patentsystem, die Kantone besitzen hier ziemlich viel Selbständigkeit. Da die Revierjagd, bei der für recht hohe Summen auf mehrere Jahre ein bestimmtes Gebiet gepachtet wird, hauptsächlich für vermöglichere Leute gedacht und außerdem mehr im Flachland verbreitet ist, kam ich mit meinem Freund bald auf den Kanton Graubünden, der wie andere Bergkantone seit Menschengedenken an der «freien Volksjagd» festhält und damit wirklich allen Leuten eine Chance gibt. – Zuerst aber mußten wir uns darüber ausweisen, daß wir eine Ahnung von Jagd und Jagdgesetz hatten: wir hatten auf dem Polizeikommando in Chur die Jägerprüfung abzugeben.

Also lernten wir einmal das bündnerische Jagdgesetz mehr oder weniger auswendig, durchblätterten dann alte Jahrgänge von Jagdzeitschriften und fanden sogar noch Bücher wie «Die Jagd in der Schweiz» und «Vor und nach der Jägerprüfung», die uns theoretisch zu Musterjägern machten.

Obwohl wir uns vor allem für Hochwild interessierten – das heißt für die Tiere, die früher dem hohen Adel reserviert waren, bei uns also Hirsch, Gemse, Murmeltier, Auerhahn – mußten wir auch über alle Aspekte der Niederjagd Auskunft geben können. Etwa daß Hasen, Marder, Enten, Schnee- und Birkhühner oft mit Hunden aufgespürt, mit Schrot erlegt und dann wiederum vom Hund apportiert werden. Wir mußten Bescheid wissen über Laufhunde, Stöberhunde, Vorstehhunde und Schweißhunde, ihre Abrichtung und Führung.

Ein weiterer wichtiger Punkt war die Kaliberfrage. Im Kanton Graubünden ist für die Kugelbüchse seit langem ein Minimalkaliber von 10,2 mm vorgeschrieben. Im Verhältnis zu einem Murmeltier oder zu einem Kolkraben ist das natürlich eine Kanonenkugel. Obwohl es seit Jahren bessere und vielseitiger verwendbare Patronen kleineren Kalibers gibt, die jetzt in der Schweiz fast überall gebraucht werden, halten die Bündner zäh an dieser Bestimmung fest – wohl aus Rücksicht auf die vielen langjährigen Jäger, die sonst mit ihrer veralteten Kanone nicht mehr konkurrieren könnten; denn die modernen Kaliber haben eine gestrecktere Flugbahn und sind deshalb auf größere Distanzen weit treffsicherer. Auf allzu große Distanz zu schießen aber ist auf jeden Fall unverantwortlich, da dann das Wild durch schlecht-sitzende Schüsse häufig nur verletzt wird. Deshalb hat man wohl auch das Zielfernrohr verboten – aber nur für Jäger unter fünfzig Jahren!

Auch über die Konstruktion des Geschosses wurden wir ausgefragt – und gaben Auskunft: Man unterscheidet Vollmantelgeschosse wie bei unserer Karabinerpatrone, die sich im Wildkörper nicht zerlegen, sondern nur durchschlüpfen und einen engen Schußkanal mit geringer Verletzung hinterlassen. Auf der Jagd will man aber das Tier nicht nur verletzen, sondern möglichst rasch und human töten. Sitzt nun der Schuß einmal nicht direkt im Herz oder der Lunge, dann ist eine größere Wunde mit starkem Blutverlust von Vorteil.

Aus diesem Grunde wurden für die Jagd sogenannte Teilmantelgeschosse in zahlreichen Varianten

konstruiert, die wie Dumdum-Geschosse wirken, sich also beim Eindringen in den Körper zerlegen: Im Prinzip ist die Spitze aus weichem Metall, etwa aus Blei, der hintere Teil des Mantels aber aus hartem, wie zum Beispiel aus Kupfer. Beim Aufprall deformiert sich die Bleispitze und reißt den Kupfermantel auseinander, wodurch einzelne Splitter entstehen. Ein gutes Jagdgeschosß besteht zudem hinten aus einem schweren kompakten Stück, das durchschlägt und dann auch einen Ausschuß mit Schweiß (Blut) verursacht.

In allen diesen Punkten waren wir so gut beschlagen, daß der Experte, der uns prüfte, restlos zufrieden war. Allerdings war diese Prüfung damals noch mehr eine Formsache. Heute soll es anders sein; außerdem ist jetzt eine praktische Schießprüfung dazugekommen. Die schwierigste Jägerprüfung hat wohl zur Zeit der Kanton Bern – da wird man sogar über die Jägersprache ausgequetscht.

Die bestandene Prüfung reichte aber noch nicht aus für den Erwerb des Jagdpatentes. Dazu war auch der Nachweis erforderlich, daß wir nicht armengennössig, mit den Steuern nicht hintendrein waren und kein Wirtshausverbot hatten. Dann mußten wir die festgelegte Patentsumme von damals 250 Franken – heute 500 – für Außerkantonale, sprich «Unterländer», einzahlen und eine Jagdhaftpflicht-Versicherung lösen.

... und Praxis

Am 8. September war es so weit. Mit dem Töff schafften mein Freund und ich Proviant für zweieinhalb Wochen auf die Maiensäß im Oberhalbstein, auf der wir als Standlager eine Hütte gemietet hatten. Erst am späten Abend kehrten wir wieder ins Dorf zurück, da wir das Hütteninventar zuerst aus den Spinnweben herauschälen mußten und auch einen kurzen Orientierungstreifzug in die Umgebung unternahmen. Wild sahen wir keines, aber auf dem Alpsträßchen herrschte ein verhältnismäßig reger Autoverkehr, meist Jäger, die ihr Quartier bezogen. – Da traue ich einem alten Schlaumeier von Hirsch ohne weiteres zu, daß er diese Unruhe mit der bevorstehenden Schießerei in Verbindung bringt und sich ungesehen in ein Banngebiet zurückzieht, wohin ihm kein Jäger folgen darf. Erfahrene Tiere scheinen sogar die Banngrenze ganz genau zu kennen und zeigen

sich ungeniert auf der Seite, auf der ihnen nichts passieren kann.

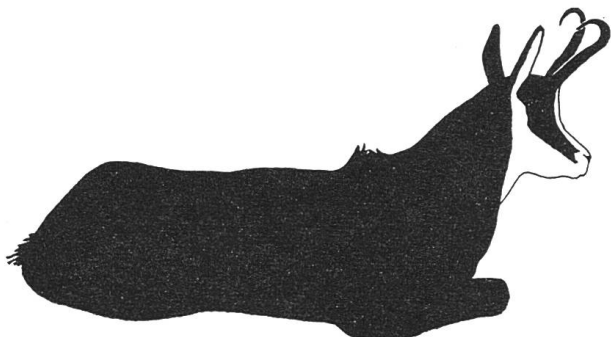
Der Grund für den fast hektischen Einsatz der Motorfahrzeuge am Vortag der Jagd liegt in der Bestimmung, daß alle diese Vehikel bei Jagderöffnung innerhalb einer Ortschaft mit Poststelle parkiert sein müssen. Der Aufbruch mit dem Gewehr erfolgt am Vorabend ab 20 Uhr zu Fuß – und zu dieser Zeit leeren sich die Dörfer dann ganz erheblich.

Obwohl auf der anderen Talseite ein seit acht Jahren bestehendes Hirschbanngebiet für eine Woche wieder für die Jagd geöffnet worden war, blieben wir am ersten Jagdtag auf unserer Seite, sahen aber während des ganzen Tages – es war ein heißer Herbsttag mit wolkenlosem Himmel – nur einen geringen Hirsch und einige Munggen. Ohne Zielfernrohr war jedoch die Distanz für den Schuß auf den Hirsch zu groß, und zu den Munggen wollten wir uns jetzt nicht schon «herablassen». Außerdem befürchteten wir, mit unseren Schüssen anderes Wild zu verscheuchen.

Im Gegenhang, der mit dichtem Fichtenwald bestanden war, ertönte seit halb sechs Uhr – der erste Schuß darf keine Minute vorher fallen – von Zeit zu Zeit ein Knall, und halb bedauernd suchten wir die Gegend mit dem Feldstecher ab, ohne etwas zu entdecken. Später hörten wir, daß nur sehr wenig zur Strecke gebracht worden war, daß es aber stellenweise mehr Jäger als Bäume gehabt habe! Unseren eigenen Mißerfolg schrieben wir dem Wetter zu, denn bei einer solchen Wärme verbringt das meiste Wild den ganzen Tag ruhend in schattiger Deckung und ist dann kaum zu finden.

Gefehlt?

Anderntags brachen wir noch in der Dunkelheit auf, immerhin bereits gestärkt mit Kaffee und etwas Speck, und marschierten bei Sternenschein in ein Seitentälchen. Beide Hänge waren größtenteils mit Grünerlen bewachsen, die jegliche Sicht verwehrten. Wir hatten deshalb im Sinn, einen bewährten Trick der Bergjäger anzuwenden, von dem ich in einem alten österreichischen Jagdbuch gelesen hatte, und uns über das Tal hinweg gegenseitig den Standort eines Tieres zu signalisieren. Zu diesem Zweck hatten wir eine raffinierte Zeichensprache mit Hilfe von Armstellungen und Handzeichen verabredet, mittels der wir uns so detaillierte Auskünfte wie Tierart, An-



zahl und Distanz mitteilen konnten. Wir bezogen also getrennt in der einsetzenden Dämmerung unsere Posten und warteten auf Licht und äsende Hirsche.

Bald ging die Sonne auf und füllte die Gegend mit Wärme und flimmernder Helligkeit. Den ganzen Morgen zeigte sich nichts. Enttäuscht signalisierten wir uns gegen Mittag Abbruch und begannen, auf eigene Faust herumzustreifen. – Ich gelangte auf ein baumfreies Plateau und suchte gerade mit dem Glas den Grat ab, da ertönte in einiger Distanz ein Schuß. Darauf Stille... Dann erschien mit sichernd vorgestellten Lauschern eine Hirschkuh am jenseitigen Rand der Blöße, überquerte sie in zögerndem Troll und blieb unter mir nochmals stehen, um zurückzusichern. Mit fliegenden Händen hatte ich das Gewehr aufgenommen, entschert und in Anschlag gebracht. Gerade wollte die Kuh in den ersten Fichten verschwinden, da war ich am Druckpunkt und riß ab, schon im Schuß das Tier in hohen Sätzen flüchten sehend. – Gefehlt!

Ganz erschlagen saß ich da. Ich spürte jetzt plötzlich mein Herz bis zum Hals hinauf schlagen, und meine Hände zitterten. Überschossen, dreimal verfluchtes elendes Pech! Kopfschüttelnd schätzte ich die Distanz: höchstens sechzig Meter, und die Kuh war doch schön breitseits gestanden!

Nun, nachdem ich zur Beruhigung eine Zigarette geraucht hatte, ging ich doch zum Ort, wo das Tier verhofft und zurückgeblickt hatte, immer noch innerlich fluchend. – Plötzlich hielt ich erstarrt inne: Schweiß, viel Schweiß war da, das kurze Gras auf einer ganzen Fläche gerötet davon, und in der Fluchtrichtung fanden sich deutlich sichtbare Spritzer und rote Flecken. Hei, wie ich jetzt wieder auflebte!

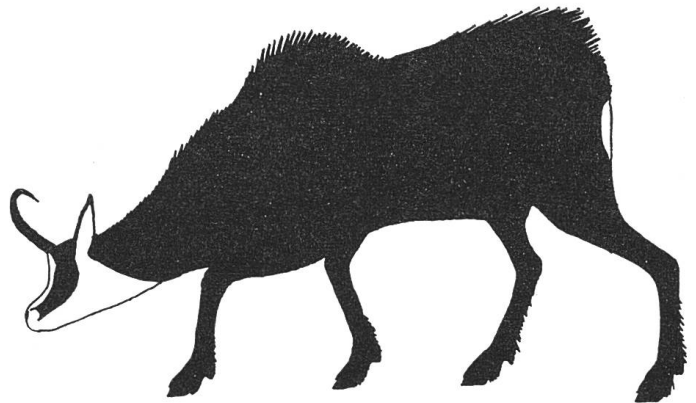
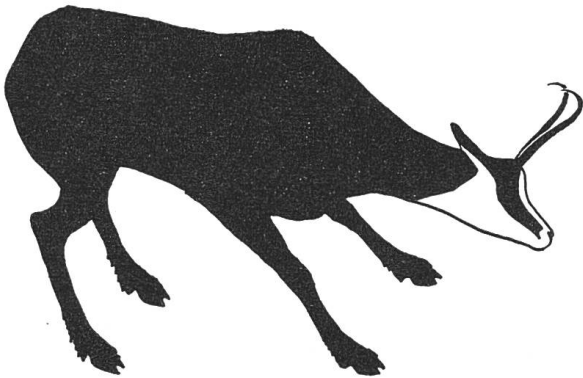
Rasch holte ich das wieder geladene Gewehr und begann vorsichtig der Spur zu folgen. Ich brauchte

nicht weit zu gehen: nach zwanzig Meter stand ich am Rande eines bewaldeten Steilhanges und blickte in die Tiefe: Dort, eingeklemmt am Fuße einer Fichte, lag die Hirschkuh auf der Seite, die Läufe steif in die Luft gestreckt! Ich stieg zu ihr hinunter und blickte in ihre grünschimmernden gebrochenen Augen, und zur Freude gesellte sich plötzlich ein bedauerndes Gefühl. Rasch griff ich ans Gesäuge und stellte erleichtert fest, daß es klein und trocken war; also hatte wenigstens kein Kalb seine Mutter verloren.

Der Schuß saß hoch im Blatt, hatte aber genügend Lungengewebe zerstört, um einen raschen Tod herbeizuführen.

Nach dieser Feststellung machte ich mich daran, das Tier aufzubrechen, eine Arbeit, die von manchen Jägern etwas verabscheut wird. Ich kann das nicht verstehen. Die Hantierungen, die ja nichts Ekliges an sich haben, und der eigenartige Geruch vervollständigen doch den Eindruck der erfolgreichen Jagd und gehören mit zum Erlebnis.

Ich öffnete also die Bauchdecke, legte den ganzen Darmkanal heraus und schnitt ihn an beiden Enden ab. Dann löste ich das Zwerchfell rund vom Brustkorb und räumte das Gekröse, also Herz und Lunge, aus. Das Herz wurde vom Blut geleert und mit Leber und Nieren im Rucksack versorgt: das gab dann am Abend einen herrlichen Schmaus. Die Lunge kam auf den Haufen zu den übrigen Eingeweiden; versenkt in einer Spalte, hatten später bestimmt der Fuchs oder die Kolkraben ihre Freude daran. Schließlich putzte ich die ganze Leibeshöhle sorgfältig aus, trocknete sie ab und nähte sie zu. Dann verblendete ich das Tier mit Zweigen, da ich es nicht allein bis zum Sträßchen schleppen konnte, und begab mich müde und zufrieden zu unserer Hütte.



Sonne und Feuer

Gegen Abend, als mein Freund immer noch nicht aufgetaucht war, stieg ich mehr wundershalber ein Stück in die nahegelegenen Felswände und Steilwaldstreifen hinauf, wo ich gestern vom Gegenhang aus eine Gemse zu sehen vermeint hatte. Die Sonne zog dem Horizont zu, es wurde kühler und es war zu erwarten, daß die Tiere jetzt zum Äsen austreten würden.

Ich richtete mich auf einer kleinen Felskanzel, die mir guten Ausblick gewährte, ein und wartete. Manchmal rieselte irgendwo ein Steinchen. Eine merkliche Spannung lag in der Luft, und ich war nicht einmal sehr überrascht, als schräg oben ein Geräusch zu hören war. Ich spähte mit dem Glas hinauf: da stand zwischen der Felswand und einer krummen Fichte ein junger Gemsbock! Und gleich darauf erschien dahinter noch ein zweiter!

Jetzt war ich aber doch wie elektrisiert, besonders da die beiden Tiere abwärts zu wechseln begannen. Bereits waren sie so nahe, daß ich es nicht mehr wagte, den Feldstecher an die Augen zu heben; so lag ich mäuschenstill hinter dem Gewehr und versuchte über Kimme und Korn auszumachen, welches der Stärkere sei.

Der Entscheid war nicht leicht. Also faßte ich denjenigen mit der etwas weiteren Auslage (Abstand zwischen den Hornbogen), und als er unter mir kurz verhoffte, schoß ich. Auf den Schuß warfen beide Tiere auf, blickten in der Runse umher und begannen schräg abwärts zu flüchten. Diesmal war ich des Fehlschusses sicher.

Lange konnte ich aber darüber nicht nachdenken, denn auf dem Grätchen stellte sich mein Bock nach Gemsenart nochmals, um in den nächsten Geländeabschnitt zu sichern. In der Zwischenzeit hatte ich ha-

stig geladen, zielte jetzt kurz – und dann warf es im Knall den Bock nach hinten und hintenüber über den Felskopf hinaus in die Tiefe. Zwei, dreimal schlug er auf und blieb schließlich unten in einer Tanne hängen. Atemlos hatte ich ihm nachgestarrt, und erst allmählich überkam mich ein gewaltiges Glücksgefühl: meine erste Gemse, und was für ein Schuß!

Nachdem ich andächtig den Sonnenuntergang abgewartet hatte, machte ich mich auf den etwas heiklen Abstieg, holte den Bock aus der Tanne und schleifte ihn das letzte Stück bis zum Weglein hinunter. Die Kugel hatte die Halswirbelsäule an ihrem Ansatz getroffen, deshalb der blitzartige Tod.

Es freute mich besonders, daß ich das Geschlecht und einigermaßen auch das Alter des Tieres richtig erkannt hatte: Die Krucken (Hörner) waren dick, kräftig, die Spitzen weit nach hinten unten gebogen (während Geißkrucken meist dünner und weniger gehakt sind), und die Jahrringe, die als feine Einschnürungen sichtbar waren, ergaben ein Alter von dreieinhalb Jahren. Das Alter spielt zwar bei der Unterscheidung zwischen jagdbaren und geschützten Gemsen keine direkte Rolle, entscheidend ist nur die Kruckenlänge, die mindestens 18 Zentimeter betragen muß. Krucken, die wenigstens lauscherhoch sind, haben im allgemeinen die nötige Länge erreicht. Durch diese Regelung soll der Schutz der Junggemsen erwirkt werden, doch geraten manchmal gerade die stärksten und hoffnungsvollsten anderthalb- bis zweijährigen Böcke über die Grenze hinaus und finden so ein allzu frühes Ende.

In der letzten Abenddämmerung brach ich meinen Bock auf und trug ihn dann zur Hütte, wo mein Freund bereits im Keller ein prächtiges Feuer gebaut hatte. Er staunte natürlich nicht schlecht, als er von meinem doppelten Jagdglück erfuhr – und

beim Schein des Feuers saßen wir vor den großen kupfernen Käskessi, aßen Lebermocken, bis uns fast der Leib platzte, und schwemmten mit viel Valpolicella nach ...

Das achte Weltwunder

Natürlich hatte ich auch außerhalb der Jagd manchmal Gelegenheit, auf Bergwanderungen Gamsen zu beobachten, meist aber nur auf ziemliche Distanz und während kurzer Zeit.

Bei diesen zufälligen Zusammentreffen stieg in mir immer stärker der Wunsch auf, mehr vom Leben dieses Wildes zu erfahren und mit ihm engere, auch «persönliche» Bekanntschaft zu schließen. Da zählten wir zum Beispiel eines Abends in einer Grasflanke ob Sertig zwei Rudel aus zwölf und sieben Tieren; am anderen Morgen waren es drei Rudel geworden, die jetzt aus zehn, sieben und vier Gamsen bestanden. – Waren nun die sieben zusammengeblieben, oder hatte sich die ganze Gesellschaft frei vermischt? Und wo war dann die «Leitgeiß» geblieben, die in allen Büchern über die Gemse erwähnt wird und die das Rudel führen und bewachen soll?

Ein andermal sah ich am Urirotstock, wie ein Kitz, das offenbar seine Mutter suchte, von einer Geiß zur anderen lief, bei den meisten aber schon auf einige Meter innehielt und dann weitersuchte; von einer wurde es sogar mit einer drohenden Kopfbewegung weggeschreckt. Wie erkannte dieses Kitz seine Mutter, als es sie endlich fand und bei ihr saugen durfte? Konnte es das Aussehen, die Stimme oder den Geruch, oder war da alles zusammen von Bedeutung?

Auch die Kämpfe, von denen ich in den Büchern gelesen hatte, hätte ich gerne selber einmal beobachtet und dabei herausgefunden, warum es trotz diesen schauderhaften Mordwaffen immer noch genügend überlebende Böcke gab. Oder waren am Ende diese Kämpfe gar nicht so häufig, wie es geschildert wird?

Daß man alle diese Fragen nicht in einem Vierteljahr und so nebenbei lösen konnte, war mir natürlich klar, und so griff ich begeistert zu, als sich die Möglichkeit auftat, eine Dissertation über das Verhalten der Gamsen zu schreiben. Einige Probleme, die mich interessierten – gerade die Begriffe «Leittier» und «Rudel» – setzten aber voraus, daß ich einzelne Tiere mit Sicherheit persönlich kannte; ich mußte sie markieren. Das Einfangen war also die

erste und auch entscheidende Schwierigkeit, denn ohne genügend markierte Gamsen wäre die ganze Untersuchung auf etwas wackeligen Füßen gestanden.

Wir ließen von der Uni aus ein neu entwickeltes Narkosegewehr aus Neuseeland kommen, das mit Drogen gefüllte Spritzen verschob. Nach dem Prospekt zu schließen, war dieses Gewehr das achte Weltwunder, es traf auf alle Distanzen und betäubte jedes beliebige Tier in kurzer Zeit. Auch der Preis von zweihundert Pfund war respektabel.

Als das Monstrum endlich angekommen war, ging ich mit einem Kollegen ins Freie, um es auszuprobieren. Das Resultat war derart, daß ich in der Folge fast zwei Monate lang an Gewehr, Patronen und Spritzen herumbastelte – mit dem Erfolg, daß ich nachher auf zwanzig Meter Distanz mit zwei von drei Schüssen eine Matratze traf! Da außerdem die Spritzen nicht aufhörten zu lecken und die Geschosse mit unwahrscheinlich variabler Energie den Lauf verließen, gaben wir schließlich auf und verzichteten, auf lebende Tiere zu schießen. Es hätte sonst wohl Tote und viele Verwünschungen gegeben.

Beobachten – und Verstehen

So blieben mir nur noch die Kastenfallen übrig, die mir von der Forstdirektion des Kantons Bern großzügig zur Verfügung gestellt worden waren. Diese Fallen auf der rechten Seite des Brienersees waren seit Jahren erfolgreich für das Einfangen von Steinwild benützt worden. Jeden Frühling kamen die bernischen Wildhüter hier herauf, verpackten die gefangenen Steinböcke in Körbe und setzten sie an neuen, günstigen Orten wieder aus.

Da ich nun während des ganzen Sommers die Fallen kontrollieren konnte, war es möglich, im ganzen fast vierzig Gamsen zu fangen und mit farbigen Ohrbändern zu markieren. Einzelne Tiere traf ich später immer wieder an, andere sah ich nur selten, oder sie blieben überhaupt verschollen, so daß mein Plan, den ganzen Lebensraum eines jeden Individuums auf einer Karte einzuzeichnen, scheiterte.

Die radikalste Lösung wären hier natürlich kleine Sender gewesen, die man am Tier mit einem Halsband oder einem kleinen Sattel befestigen kann und die dauernd den Standort ihres Trägers bekanntgeben, vorausgesetzt, man verfügt auch über mindestens zwei gut platzierte Empfänger. Da diese ganze

Technik aber auch in den Vereinigten Staaten noch in Entwicklung begriffen ist und relativ teuer zu stehen kommt, mußte ich davon absehen. Doch auch meine simplere Methode gewährte einige schöne Einblicke in das soziale Leben der Gemen.

Mit den Rudeln war es wie erwartet: Außer Mutter und Kind im ersten Jahr blieben keine zwei Tiere längere Zeit zusammen, es gab also mindestens in meinem Beobachtungsgebiet keine stabilen Verbände. Doch ist es möglich, daß in Gebieten, in denen nur wenig Gemen leben, die Rudel besser zusammenhalten und dann auch meist von der gleichen erfahrenen Geiß angeführt werden; in meinem Gebiet aber wechselte mit der Zusammensetzung auch das Spitzentier häufig.

Als nächstes mußte ich nun einfach sehr viel Geduld haben, sitzen und beobachten, denn ich wollte ja möglichst alle Verhaltenselemente der Gemse kennenlernen.

In den ersten Wochen war es richtig spannend, denn ich sah jeden Tag irgendetwas Neues, oder plötzlich «verstand» ich eine mir vorher in ihrer Bedeutung unklare Geste. Da beobachtete ich etwa beim Durchstreifen des Geländes, daß eine Gemse, wenn ich sie auf kurze Distanz beim Äsen überraschte, alarmiert durch die Nase pfiß und mit dem Vorderlauf stampfte, bevor sie flüchtete. – Ich deutete beides als bloße Warnsignale, bis ich einmal sah, wie ein junger Bock einem durchs Erlengebüsch schleichenden Fuchs nachfolgte und dabei ebenfalls dauernd stampfte: der drohende Ausdruck dieser Geste war unverkennbar. – Mehrmals hatte ich auch gesehen, daß ein jüngeres Tier in merkwürdig geduckter Haltung mit vorgestreckter Schnauze auf ein erwachsenes zutrabte und dann mit einem Schwenker wegsprang. Erst als ich merkte, daß das die Antwort auf eine bestimmte Imponierhaltung des Partners war, verstand ich, daß es sich um eine Unterlegenheitsgebärde handelte, mit dem das Tier ungefähr ausdrückte: «Mach mir nichts, ich bin schwächer als du.»

Die Mutter wird getäuscht

Natürlich kann auch die Beobachtung von so schönen und eleganten Erscheinungen wie den Gemen mit der Zeit verdrießlich werden, besonders nach einigen Stunden bei unfreundlichem und kaltem Wetter. Umso dankbarer ist man dann für jede Abwechslung im

Da mußte ich lachen

Im Zürcher Hallenbad stand ich neben dem Sprungturm, als ich auf einen kleinen Knirps aufmerksam wurde, der aufgeregt vor dem Sprungbrett hin und her lief. Plötzlich erhellte sich sein Lausbubengesicht, und fest entschlossen näherte er sich einem älteren Herrn mit den Worten: «Sie, ich gumpe jetz grad abe, chömed Sie mich dänn cho hole, ich chann nämli nöd schwümme!» — und er sprang! Dem bis anhin trockenen Herrn blieb nichts anderes übrig, als so rasch wie möglich den Kleinen zu retten. — Da mußte ich lachen.

J. E. in Z.

täglichen Leben dieser Tiere, überhaupt für jeden «Betrieb», der das tagtägliche Äsen, Wiederkauen und Ruhen auflockert.

In dieser Beziehung erwies sich mein der Fallen wegen gewähltes Beobachtungsgebiet als überraschend günstig. Fast immer waren irgendwo Gemen zu entdecken (was nicht in allen Gegenden, wo es Gemen gibt, der Fall ist), und die Beobachtungsdistanz von meinem Lieblings-Sitzplatz aus war ideal. Mit dem Fernrohr konnte ich alle Einzelheiten sehen, ohne die Tiere zu beunruhigen.

Viele Beobachtungen verdankte ich dem Umstand, daß sich im Gegenhang einige natürliche Fels-Salzlecken befanden, die von den Gemen während des Sommers eifrig aufgesucht wurden. Ich konnte so auf meinem Bänkli sitzen und in einer Stunde mehr von sozialen Auseinandersetzungen sehen, als man auf den Äsungsplätzen während eines Monats zu Gesicht bekommt.

Eine Salzlecke bietet in der Regel nur einem einzigen Tier Platz, also ist dieser Platz umstritten und für den Stärksten reserviert. Während man beim Äsen und Ruhen kaum etwas von einer Rangordnung bemerken kann, ist sie hier entscheidend, und jedes Tier unterwirft sich nur ungern einem andern. Hier bekommt man wirklich den Eindruck, daß die Gemen einander kennen oder mindestens sofort das gegenseitige Rangverhältnis abschätzen können, denn es kommt nur sehr selten einmal zu einer Auseinandersetzung. Im allgemeinen genügt es, wenn die Überlegene mit zurückgelegten Lauschern auf die Lecke zukommt: das ist ein Signal für die Leckende, zu weichen und den Platz frei zu geben.

Lustig wird es, wenn die Mütter mit ihren Kitzen zur begehrten Stelle kommen. Solange die Mutter in der Nähe ist, genießt das Kitz den Schutz ihrer Rangstellung und darf dann lecken, während Ein- und Zweijährige zusehen müssen. Will die Mutter aber selbst lecken und der Platz ist beschränkt, dann muß sie zuerst recht handgreiflich ihr eigenes Kind wegdrängen, denn vor ihr hat es ja keine Scheu und läßt sich mit Drohungen nicht einschüchtern.

Kaum aber leckt die Mutter, versucht das Kleine wieder heranzukommen: es drängt sich vor, scharrt neben und über dem Kopf der Geiß und stupft sie mit der Stirn. Nützt alles nichts, dann greifen einzelne Kitze zu einem Trick, den sie vielleicht zufällig entdeckt und, weil er immer funktioniert, beibehalten haben: sie treten hinter die Mutter und stupfen

sie mit der Schnauze ins Gesäuge, wie wenn sie saugen wollten. Darauf hebt die Geiß unweigerlich den Kopf und tritt einen Schritt vorwärts, um dem unerwünschten Säugling auszuweichen – und das ist alles, was dieser bezweckte: er eilt rasch nach vorn und steckt den Kopf ins Loch mit der salzigen Flüssigkeit! Die Mutter verdrängt ihn dann wieder, aber sie lernt auch nach dutzendfacher Wiederholung nicht, den Trick zu durchschauen.

Der «blinde» Liebhaber

Durch meine jetzt «berufliche» Beschäftigung mit den Gemen erhielt ich auch Gelegenheit, die besonders in Österreich so hochgepriesene Jagd auf den Brunftbock auszuüben. Zur Brunftzeit, im November-Dezember, wird der Gemsbock zu einem ganz andern Tier. Schwarz und zottig, mit gesträubtem Rückenbart durchstreift er sein Gebiet, sucht eifrig den Boden nach Witterung und die Gegend nach Bewegung ab, sichert und äugt mit größter Aufmerksamkeit, erblickt in der Folge auch Gemen und Menschen in großer Entfernung, ist aber andererseits so sehr vom Brunfttrieb beherrscht, daß er «seelenblind» wird und den Jäger aus zwanzig Meter anstarren kann, ohne auch nur an die Flucht zu denken. Er macht dann den Eindruck eines höchst raffinierten und leistungsfähigen, aber ganz seinen Trieben unterworfenen Automaten, der gegen den kühlenden Jäger keine Chance hat.

So begegnete ich einmal einem jüngeren brunftigen Bock an der oberen Waldgrenze und stand ihm frei auf dreißig Meter gegenüber. Er blickte mich an, piff – und galoppierte schließlich abwärts. Ich blieb regungslos am Ort, und nach knapp einer Minute erschien an gleicher Stelle eine Geiß, die mich nicht bemerkte, und hinter ihr der gleiche Bock, der ihr eifrig den Hof machte und mich nur ab und zu kurz anblickte, ohne sich weiter an seine vorherige Flucht zu erinnern.

Einmal brauchte ich für einige Versuche, die ich an gefangenen Gemen anstellen wollte, Harn und die Brunftfeigen eines Bockes (das sind die Hautdrüsen hinter den Krucken, deren duftendes Sekret er an Grashalmen und Zweigen abstreift). Es nahm mich wunder, wie der gefangene Bock auf den Geruch eines Rivalen reagieren würde, und ob das sein Verhalten wesentlich ändern würde. – Die Resultate wa-

ren dann ziemlich mager, denn er beschnupperte einfach die Gemsgerüche wie andere, künstliche Duftmarken.

Deshalb stieg ich also mit dem Wildhüter durch den nassen Neuschnee aufwärts bis unter den Grat, wo wir zwischen den alten, locker stehenden Fichten Gemsen vermuteten. Und richtig, ein ganzes Rudel scharrte hier Äsung unter dem Schnee hervor, und eben verschwand ein zottiger Bock mit gestelltem Bart im Wald, wohl hinter einem Rivalen her.

Schon bald hatten uns die Geißen entdeckt und zogen beunruhigt aufwärts davon. Wir suchten uns eine bequeme, einigermaßen gedeckte Stellung in der Wurzel einer umgestürzten Fichte und warteten, denn wir wußten, daß der Bock zurückkommen würde. Und richtig: nach zehn Minuten stand er wieder da, schüttelte sich ... und meinen sorgfältig abgegebenen Schuß hörte er wohl nicht mehr, obwohl sich sein zäher Körper noch kurze Zeit gegen den Tod sträubte. Es war ein alter Kämpe, der nicht mehr viele Jahre erlebt hätte, aber trotzdem tat er mir leid, weil er so gar keine Chance gehabt hatte.

*

Immer wieder muß ich erfahren, daß man nie ausgelernt hat. Es passiert mir auch heute noch, nach drei Jahren Beschäftigung mit diesen Tieren, daß ich plötzlich etwas Neues entdecke. Eigentlich ist es tröstlich, daß es nicht so einfach ist, eine Tierart wirklich kennenzulernen; bestenfalls können wir bis zu der Grenze vorstoßen, wo die subjektiven Empfindungen des Tieres beginnen: diese Welt wird uns wohl immer verschlossen bleiben. Wir können recht zufrieden sein, wenn wir nach langer Beobachtung imstande sind, die Gebärden und die zugrundeliegenden Motive eines Tieres zu verstehen und dadurch auch sein weiteres Verhalten vorauszusagen. Dies ist geradezu ein Prüfstein für das Maß unseres Wissens.

Wenn dieser Aufsatz jetzt einige Leser dazu angeht, das nächstemal, wenn sie in den Bergen Gemsen begegnen, statt entzückte Ausrufe zu äußern, sich einfach still hinzusetzen und mit dem Feldstecher einige Zeit zu beobachten, dann ist sein Zweck erfüllt. Denn keine Schilderung kann die eigene Beobachtung, die uns ja vor allem als Erlebnis wertvoll ist und in Erinnerung bleibt, ersetzen, besonders wenn wir es mit so herrlichen und faszinierenden Tieren zu tun haben.

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



Wo ist der Kegelbub?